

Kriegskinder

von Monika Dlugosch

Was wissen wir schon – von Bruder kardesch .. immer lächelnd nach Wärme und Nähe suchend?

Abla – meine Schwester bist du, weil du mich anlächelst, mich in den Arm nimmst und mich die traurigen Stunden in den Bergen Kurdistans vergessen lässt. Deine Augen, die haben es nicht gesehen. Nicht wie die Augen Aischas, die mich wissend angeschaut haben. In denen ich immer dasselbe las: warum?

Ich – der große Bruder, ich wollte sie trösten – und konnte es nicht. Nicht neben dieser Tür, in deren Rahmen ich wieder und wieder dasselbe Bild sehen muss. Diese Tür, in deren Rahmen meine Eltern lagen, als ich nach Hause kam, nach Hause um mein Abendbrot zu essen. Wie jeden Abend. Die Hände meiner Mutter, die mir Tschai und Brot reichen. Das Gesicht meines Vaters.. „nun auch wir“ schien sein offener Mund zu sagen, aus dem lautlos ein schmales rotes Rinnsal auf weiße Haut floss.

Ein fester Tritt und ich habe es zerstört. Da war es nur noch eine kaputte weiße Tür. Die Aufregung, den Schuldigen unter uns jugendlichen Fremden zu finden, lässt mich alles vergessen. Wenn du auch nicht da bist, Abla, um mich in deine unwissenden Augen schauen zu lassen, mich in deinem Arm zu wärmen, dann habe ich immer noch die Türen.

Was wissen wir schon von Mustafa, dem Türenzerschläger, der so oft in unseren Armen verschwindet? Wie gut, dass er erst fünfzehn ist und das Leben noch vor sich hat.

Was wissen wir schon von Uarsamé, der seine schüttelnden Bewegungen nicht kontrollieren kann, der immerfort aus dem Fenster schaut und dann „ich liebe dich“ in ein Geisterrohr flüstert.

Ich habe sie gebraucht, diese Ohren, in die ich meine Liebe flüstern kann... diese Lippen, die die Worte in mein Ohr sagen. Sie kamen zu mir als Mama und Baba nicht mehr nach Hause kamen. Als das große Feuer heiß brannte nach dem Knall, der mich taub machte. Das Feuer, in das ich rennen wollte, um sie zu suchen. Und doch nicht konnte, weil eine eiserne Hand mich hielt. Eine Stimme sah ich, „komm Junge, wie gehen jetzt“. „Wir gehen, „wir gehen“ sah ich die schwarze Gestalt im weißen Gewand sprechen und ich folgte ihr. Von da an war sie mein Freund. Ich weiß, es gibt ein Leben, wenn sie dort draußen am Fenster steht und zu mir spricht, wenn ich das Blut rieche und sie mich mit ihre Gesten beruhigt. Ich winke ihr. Unsere Sprache liegt in den Händen. Ich will ihr sagen, „ich glaube dir, du warst immer für mich da“. Ich glaube ihr. Sie nahm mich mit, weg von dem Feuer, weg aus Somalia, weg von meinem Onkel, der mich nicht sehen wollte. Sie lässt mich aus dem Fenster springen in die Freiheit. Sie fängt mich und lässt mich durch die Luft gleiten. Sie hat mich hierher gebracht. In das Kinderheim nach Deutschland. Aber wenn diese Ohren da sind, diese Lippen, wenn das blonde Haar weich meine Fingerspitzen berührt, dann geht sie. Dann habe ich eine weiße Mutter, die lebt.

Was wissen wir schon von Uarsamé, der mit dreizehn über die Sahara in unsere Stadt floh?

Was wissen wir schon von dem Jungen, der dort sitzend in den Wald starrt, wo sich doch seit Stunden nichts zwischen den Blättern und Ästen bewegt hat? Was wissen wir von Talib, der das kalte Foto einer Leiche an seinem Herzen trägt und es hervorzieht, wenn lange niemand mit ihm spricht?

Da ist er noch, mein Bruder, der auf dem trockenen Gras neben unserem Hahn liegt. Sein Gesicht, ich würde es gern sehen... sein Kopf ist abgewandt, kein Blut ist auf dem Hals, den Armen und Beinen – aber er sieht so anders aus. Der kleine Ziegenbock liegt auch dort. Der, mit dem wir immer Fangen gespielt haben. Die anderen nicht. Ich glaube es immer noch nicht. Handgranaten und Tretminen gibt es ja überall in Kabul – aber unser Viertel war doch sicher. Vielleicht hat sich meine Tante, die ich in Djalalabad besucht habe, geirrt. Vielleicht liegt mein Vater, der mich von meiner Tante nach Deutschland geschickt hat – zum Überleben – gar nicht in diesem trockenen Vorgarten. Überall in Kabul, aber doch nicht bei uns, baba, inschallah.

Da kommt schon wieder diese deutsche Frau. Immer will sie mit mir reden. Nachdenken. Ich muss weiterdenken.

Was wissen wir schon von diesem jungen Gesicht, das verschlossen zur Seite blickt, während die Hände das Foto wieder an seinen warmen Platz stecken?

Was wissen wir schon von Sherifa, die auf ihrer langen Reise viele Sprachen lernte, selbst voller Hoffnung jedes neu eingetroffene Kind begrüßt und ihm hilft, sich in dieser fremden Welt zurechtzufinden. Sie ist immer da, wenn eines traurig blickt, nicht isst, nicht reden will. Sie legt ihre Hände auf traurige Schultern, spendet allen Trost, denn sie ist endlich angekommen.

Ankommen, das war mein einziges Ziel, nachdem ich unter dem algerischen Schleier im Maschinenraum des Tankers die Stunden gezählt hatte. Ankommen in Spanien, wo ich auf der Suche nach einem Ort zum Bleiben dem seltsam lächelnden Mann mit dem schwarzen Schnäuzer und den breiten Händen vertraute. Den Händen, die er auf meine Schultern legte, sie liebevoll zu streicheln. Ich hatte einen Ort gefunden. Ich blieb an seiner Seite, die sich warm anfühlte, bis er seine Freunde brachte. Die vielen Arme und Beine lagen kalt auf meiner Haut, ließen mein Fleisch voller Schmerz auseinanderklaffen. Ich ergriff sie trotzdem, diese Arme, denn wenig später lenkten sie einen großen Laster mit französischem Kennzeichen.

Ich habe alles gesehen, die gehetzten Blicke der Kinder, die nicht wussten, wo sie ihren Blick ruhen lassen konnten, ohne ihn zu senken und sich doch so sehr danach sehnten, jemand anzuschauen, der ihren Blick auffing. Ich wollte anhalten. Sie mitnehmen. Ich habe mich geschämt, als ich an ihnen vorbeizog, dabei wusste ich nicht, dass ich sie hier, wo ich angekommen bin, treffen würde. Warum nur lassen sie nicht endlich ihre Blicke ruhen?

Wer ist das junge Mädchen Sherifa, das sich um alle kümmert? Wer sorgt für sie?

Wir wissen wenig von dem, was die Kinder quält, wenn sie sich standhaft weigern, den deutschen Heimalltag aufzunehmen, wenig von den Kindern, die auf den Flughäfen unserer Städte von grünen Beamten mit strengen Gesichtern empfangen werden, von den Kindern, die nicht im Bett ihrer Geburt wachsen können, die die Schreie und das Blut nicht vergessen und diese Welt nicht verstehen.